



Seimat und Serne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 4 Mittwoch, 25. Januar 1928

Gebirgswinter

Von Hans Bethge.

Schneeweisse Winterlage in Schreiberhau. Stundenlang zieht man den Rodel auf den lockenden Kamm des Gebirges, über den der Wind wie mit spitzen Messern fegt. Oben in den Bäumen wird gefressen, getrunken, getanzt und gesungen, zu höflicher Musik, eine bunte, lustige, zum Zufall zusammengewürfelte Gesellschaft, alle in Sportjacken und Camajaken und die Damen zuweilen in Sportkleid, die aber nur die Schenkel kleiden, während die Dicken entsetzlich, wie lebendige Karikaturen, darin ausbleiben. Der Kamm des Gebirges zeigt eine völlig phantastische Physiognomie. An den einzelnen stehenden Tannen, Telegraphenmasten und Felsblöcken haben sich die Schneemassen auf so ungeheuerliche Weise zusammen und übereinandergelagert, daß die Phantasie eine ganze Welt der unheimlichsten Erscheinungen zu erkennen meint. Es ist, als seien allerlei phantastische Wesen in heftigen Bewegungen plötzlich zu Eis und Schnee erstarrt. Man sieht jagende Pferde und tanzende Vögel, Ritter mit erhobenen Schwertern, ja ganze Reitergeschwader, beladene Dromedare und grotesk hüpfende Rängurüs. Eine unvorstellbare Winterphantasie. Darüber ein weißblauer Nebel, der vierabstürzt und ein so diamantener flirrender Sonnenglanz auf dem blendenden Weiß, daß einem die Augen schmerzen, so daß die Vorstufen einer blauen Schneefälle auf den Rücken ihrer werten Nase klemmen.

Und dann schießt man vom Kamm in das Tal hinab, und wenn man in den allerersten Winter hinein fahren will, so lenkt man nach der rauhen böhmischen Seite hinunter, nach Neuwelt, dem einsamen Glasgüldenort, das mit seinen alten Felsen, bis zur Erde hinabreichenden Holzdächern ganz verschlafen und verträumt unter den tiefen Wäldern des Schnees daliegt, eine liebe, weiße, weltverlorene Idylle.

Einmal, an einem barischen, sonnenlosen Tage, zog ich den Rodel zur alten schließlichen Baude hinan. Der Wind heulte durch den Wald und fegte mächtige Ballen zerfallenden Schnees von den Bäumen. Leute kamen mir entgegen und sagten: es ist unmöglich, die Baude zu erreichen, eine Schneewehe wütet dort, man kann sie nicht passieren. Als ich denn eben an den Rand des Waldes kam, lag ich vor mir ein todes, raufendes Element, wie das aufgeregte Meer. Ein eisiger Sturm heulte vom Kamm die Halde herunter und führte harten, gefrorenen Schnee, glühende Glaspfittern, mit sich. Die Wehe war so dicht, daß man die gleich dahinter liegende Baude nicht erkennen konnte. Eingeklemmte Stangen dienten als Wegweiser. Ich warf mich in das Brausen hinein und erkämpfte mir Schritt für Schritt einen Weg, die Stangen als Richtschnur nehmend. Der Rodel behinderte mich in ärgerlicher Weise, er stand an der Leine wie ein wirbelnder Drache in der Luft. Ich lehnte mich schief gegen den Sturm, die Glaspfitter zerfielen mir die Backen, zuweilen blieb ich stehen und neigte mich der Windbafte zu, da mir die Lungen schmerzten und mir der Atem ausging. Als ich zur Hälfte hindurch war, kam mir der Gedanke umzukehren, da die Kräfte nachließen. Doch nahm ich den Kampf wieder auf, und als ich drüben anlangte und nach der eisigen Türklinke der Baude griff, schlitterten mir die Glieder, der Körper war in Schwärz gebadet, das Gesicht blutete, das Herz hämmerte wild, der ganze Körper war einer völligen Erschöpfung nahe. Die Baudeleute gaben mir Kognak und erzählten allerhand grausige Geschichten vom Winter. Man habe ein Mädchen zehn Schritte neben der ersten Baude erfroren aufgefunden, da die Kräfte die Serum-

Tauwetter im Engadin

Von Cyriakus.

Wenn ich jetzt soviel von den rauschenden Winterfesten in St. Moritz höre, wo die Engländer so schöne Veder fangen und der Seht in Strömen fließt, während am hellen Tage der Schipho die rührigen Leute an den Gängen der Kielesenge hinstreift — wenn ich das alles mit Ehrfurcht vor so viel zeitgenössischem Reichtum lese, muß ich immer an meine einzige Begegnung mit dem Goldbrausbottel zu Füßen des Bz Bernina denken. Jeder wird den Kenner des Landes wird den Kopf darüber schütteln; aber mir ist außerordentlich wohl bei der Erinnerung.

Einen Nachmittag, eine Nacht, einen Morgen, Sonntag Morgen war ich dort oben. Es war herrlich. Still, etwas trübe, ein bisschen schmutzig und so schön melancholisch, wie man es als deutscher Dichter eben gern hat.

Wich hatte an dem jagenhaft schönen Ufer des Comer Sees, wo die Weiden und die Magnolien in Fülle blühten, Amor und Psyche sich weihnachten im Parke der Villa Serbelloni amaran und man den feurigen Chianti auf glühenden Terrassen und sonnigen Plätzen trank — also dort unten im Tale des Glückes hielt mich der Trug nach dem Norden gepackt hinauf in die Eiswüste! Es gab kein Halten mehr. Letzte Impression von Como: ein vollgetakeltes Gesehiff mit bunten Lichtern im Morgengrauen vom Kai unten vorm Hotel abziehend. (Ich nächtigte unten Dach). Zuckelnd nach Reco, nach Sondrio im Abdaal, nach Tirano. Hemdärmige Weinbauern in den Rebärten, erdhafter Nachklang des Chianti — Kaufhaus von Como.

Und dann bergwärts mit dem Doppelwagen der einzigartigen Bergbahn ab Tirano. Bei Madonna di Tirano Abstieg von Mussolinis Felsiden, hinan die „freie Schweiz“. Ganz allmählich wandelt sich das Bild. Aus den Rebärten werden Nadelwälder, aus den Nadelwäldern Felsalpen, aus den Felsalpen Schneefelder, aus den Schneefeldern Gletscherzungen. Uebermächtige Felsigkeit vom Bernina-Massiv reflektiert, blendet auf mehr als dreitausend Meter Höhe. Schifahrer mit Schneebrillen flühen schwarz vorüber. Eisregion. Berninabäuser ...

Und dann kam St. Moritz im Nachmittagslicht. Ausgestorben. Ende März, Anfang April. Die Ruinen verlassener Schlösser die Kielesenghotels. Der See noch vereist, aber verdorrt. Doch droben die ewigen Berge im wechsellenden magischen Licht zwischen den Wolken ...

Unaufhörlich, überall tropfende „von den Dächern. Tauwetter. Wühlar ... Ich der Wanderer seinen Weg durch den Matsch von St. Moritz. Almet ein Kieselstein Wald dort, wo überm Wege nach Camper das Segantini-Museum als düsterer Tempel ragt. Natürlich war es geschlossen um diese Stunde.

Da lag ich eine ganze Weile stehen, dort unten Bergbahn am Segantini-Museum. Zarte taufwäris, wo im Oberengadin Sils Maria liegen mußte und vor mir eine Dankgebet an die Vergötter des Hochtals, die mich zu dieser feierlich einsamen Abendstunde mit dem Zaubermagen heraufgeführt hatten — als all die Zeit-Menschen, Saison-Menschen, Wichtigkeitsmenschen gerade einmal abwesend waren. ... Denn jetzt, hier spürte ich den Atem Zarathustras ...

Kulinarisches

aus den Vereinigten Staaten

Von Dr. Wilhelm Ackermann.

Die amerikanische Küche bietet für den Europäer, der die Vereinigten Staaten besucht, mancherlei Ueberraschendes. Nicht nur weil zahlreiche Gemüse- und Obstsorten bei uns unbekannt sind, sondern auch wegen der eigenartigen und abwechslungsreichen Art der Zubereitung, die uns recht fremdartig anmutet. Zu den typisch amerikanischen Früchten gehört z. B. die „grapefruit“, die man sich von einer amerikanischen Tafel überhaupt nicht vorstellen kann. Die grapefruit, im Aussehen einer Kirsche, ist gleichwohl, stellt, roh gegessen, eine sehr erfrischende Frucht dar, die aus ihr hergestellte Marmelade gehört zu den besten ihrer Art, und ihr Saft gilt mit Wasser gemischt als sehr belebendes Getränk. Auf den Eisenbahnen und an längeren Reisen trägt man häufig eine Kanne, die oft in Gestalt und Farbe eine solche Frucht nachahmt: in denen Grapefruitlimonade in Mengen verkauft wird. Sie gilt für weitaus erfrischender als Zitronen- oder Orangensimonade. — Unter den Getreidearten spielt der Mais eine sehr große Rolle. Er wird in der Form von Brot, Kuchen und Brei („hominy“) viel gegessen. Sehr gut schmeckt ein gedämpfter Maiskolben, wenn auch die Art, wie man ihn verzehrt, uns etwas sonderbar anmutet. Man hält den mit Butter bestrichenen warmen Kolben mit beiden Händen und knirscht nur die Körner heraus. Auch Mais mit Limonade bildet ein sehr beliebtes Gericht, Succotash genannt. Zu den bei uns so gut wie unbekannten Gemüsearten gehören Süßkartoffeln, die zuweilen noch gezeichnet werden, die bereits erwähnte Lima-Bohne, (dams eine tropische, mehrjährige Kriechpflanze), die Erbsenpflanze, spanische Bohnen und Alligatorkürbisse. Letztere, gleichfalls tropischer Herkunft, sind große, grüne Früchte, äußerlich einer Kirsche gleichend, aber mit harter Schale. Man schneidet sie durch, bestreut sie von dem fleischigen Teil im Innern gebildete Höhlung mit Salz und Pfeffer, wozu je nach Geschmack noch ein Schuß Öl und Essig kommt und erhält so den schönsten Salat daraus.

Die erste Mahlzeit des Tages bildet in den Vereinigten Staaten das sogenannte „breakfast“, das im Bereiche zu unserem Morgenkaffee oder erstem Frühstück überaus reichhaltig und kräftig ist. Der Amerikaner ist der Ansicht, daß er nur tagsüber ordentlich Arbeit leisten kann, wenn er schon früh sich dazu genügend gestärkt hat. Das breakfast besteht aus etwas frischem Obst, wobei die oben erwähnte grapefruit und die köstliche melonenähnliche Canteloupe — im Sommer auf Eis angerichtet — eine hervorragende Rolle spielen. Es folgt gewöhnlich ein Teller Scharfrühe „homing“ oder eine ähnliche Körnerstuppe mit Milch oder Sahne (manche Hotels führen 12 bis 15 derartige Gerichte auf ihren Karten), und oft schon ein leichter Fleischgang, gebackene Leber, Hammeltrippchen oder dergleichen. Weiter dürfen die unvermeidlichen „hot cakes“ nicht fehlen. Hinunter versteht man eine Art ungefüllter Pfannkuchen, die man

Vom Bz des Vampyr

Der Klang des Wortes „Vampyr“ läßt vielen Sterblichen kalte Schauer das Rückenmark hinab rieseln, während Zweifler lächeln und rundweg erklären, daß es keine Vampyre gäbe. Die Sage vom Vampyr ist uralte, wir begreifen ihr aber auch in modernen Bildern, Erzählungen, ja, selbst der Film hat sich im „Nosferatu“ dieses grauenhaften Themas angenommen. Wie in allen Sagen, so findet sich auch hier ein Körnchen Wahrheit: es gibt in der Tat blutsaugende Fledermäuse. Interessant sind in dieser Hinsicht die Beobachtungen des amerikanischen Forschers William Beebe. Er hat festgestellt, daß die Blutsauger ihre Opfer — seien es schlafende Tiere oder Menschen — durch ihren Bz in den allerwenigsten Fällen aufwecken. Beebe verfolgte schlafende Personen mehrmals mit einer feinen Nadel einen Stich — sie wurden sofort munter. Daher bleibt es ein Rätsel, wie die südamerikanischen Vampyre ihr Opfer weder durch ihren Bz noch durch das im allgemeinen schmerzhaft blutsaugen aufwecken. Beebe konnte deutlich zwei Arten von Bz-wunden unterscheiden. Im ersten Falle blutete die Wunde, nachdem sich der Vampyr entfernt hatte. Im anderen Falle war die Wunde mit einer grünlichen, wachstartigen Masse ausgefüllt, die ein Bluten verhinderte. Beebe ist selbst mehrfach von Vampyren heimgesucht worden. In zwei Fällen erwiderte er: der Vampyr wurde vertrieben, und der Blutverlust Beebes war selbstärmerweise größer, als wenn er den Vampyr sein nächstes Werk hätte vollenden lassen. — In Mexiko halten sich die blutsaugenden Fledermäuse in erster Linie an die Wälder, in Wäldern leben besonders die Hunde unter dieser Plage. — Der Missionar Walter G. White, der viele Jahre in Indien ausgeht hat, ergäuzte die Beobachtungen Beebes dahin, daß in manchen Gegenden Indiens Hundemütter nur selten ihre Jungen behalten, weil diese mit Vorliebe von Vampyren heimgesucht werden. Die Rüthen müssen nachts unter enghäutigen Drahtnetzen gehalten werden; die Kübel gehen oft zu Grunde, wenn man sie nicht gegen die Vampyre wenigstens so lange schützt, bis sie stark genug sind, den nächtlichen Verlaß zu ertragen.

Hundert Jahre Gletschermessung

Im letzten Sommer waren hundert Jahre vergangen, seit der Schweizer Geologe August auf der Stimmoräne des Unteraargletschers seine „Güte“ baute und damit den ersten Versuch unternahm, die Gletscherbewegung zu erforschen. Neun Jahre später konnte Gugi feststellen, daß sein Versuchsbau hit dem Gletscher siebenhundert Meter talabwärts gewandert war. Die Untersuchungen wurden 1889 von Louis Agassiz geführt und hatten den Bau des „Neuenburger Hauses“ zur Folge. Nach annapen vier Jahren brach dieses infolge der Veränderung des Untergrundes (herausgerufen durch die stete Vorwärtswanderung der Stimmoräne) zusammen. Seitdem ist das Fortschreiten des Unteraargletschers mehrfach untersucht worden, zuletzt im Jahre 1926. Hierbei konnte man feststellen, daß die Kette des „Neuenburger Hauses“ sich um 4,6 Kilometer von der ursprünglichen Baustelle entfernt hatten. Da die stete Bewegung der Eismassen auch menschenähnliche Siedlungen gefährdet, ist in der Schweiz die jährliche Untersuchung aller größeren Gletscher gesetzlich vorgeschrieben. Die Feststellungen des Jahres 1926 haben ergeben, daß etwa fünfzig Gletscher im Vorwärtsschreiten begriffen waren, acht ihre Lage nicht verändert hatten und vierzig in ihrer Ausdehnung abnahmen. Die Gletscher begnügten sich nicht allein mit der Messung der Gletscherbewegung, sondern versuchten — die Tiefe der Eisschichten zu erforschen. Im Jahre 1843 wurde unter der Leitung von Moosmatt zum ersten Male ein siebzig Meter tiefes Loch in den Unteraargletscher gegraben; hierbei fand man, daß sich die Oberfläche des Eises nicht so schnell bewegt hatte, wie die unteren Lagen.

Am Ausguck

Der vorsichtige Amerikaner. Amerikaner, die nach Europa kommen, sind meist reich, häufig in Geldangelegenheiten vorsichtig, aber doch in europäischen Geldverhältnissen unerfahren. So konnte sich einst das folgende Geschichtchen in Paris abspielen. Ein Amerikaner kommt auf dem Saint Lazarebahnhof an und geht zu einer Autotaxi. In schlechtem Französisch spricht er den Chau-

„Was kostet's bis zum Hotel X?“

Der Chauffeur: „Einer Franken, Monsieur.“ Und sie fahren ab — beide, Lenker wie Fahrgast in guter Stimmung; der Fahrgast, weil er glaubt, durch seine Vorsicht billig davongekommen zu sein, der Lenker, weil er 15 Franken für eine Tour bekommt, für die man nur vier Franken zu zahlen braucht.

Eine „angenehme“ Art der Folterung.

Im alten Persien bestand eine besondere Art der Folterung, die vielleicht so manchem unserer Verbrecher als erträglich erscheinen würde und die jedenfalls an Grausamkeit weit zurückbleibt hinter den Folterungsarten, die im Mittelalter in den europäischen Ländern üblich waren. Wahrscheinlich hatten die alten Perser bereits erkannt, daß im Wein Wahrheit liegt und daß Personen, die des süßen Weines voll sind, ihre Zunge nicht in Obacht nehmen können. Dies nützte die persischen Richter bei Vernehmung von Verbrechern aus. Wollte ein Angeklagter die Tat, deren er angeklagt war, nicht eingestehen, so wurde er gezwungen, tüchtig Wein zu trinken. Wurde dem Richter gemeldet, daß der Angeklagte das nötige Quantum Wein getrunken hat, so ließ der Richter den Beschuldigten von neuem vorführen und forschte ihn weiter über sein Verbrechen, über Missetaten usw. aus. Wirklich kam es dann öfter vor, daß die Angeklagten in ihrem be rauschten Zustand aus der Schule plauderten, die Straftaten zugaben und auch noch die Missetäter nannten. Aber immer glückte das Experiment nicht. Namentlich alte gerissene Verbrecher und solche, denen das Experiment des Weintrinkens schon einmal zum Verderben geworden war, hielten ihre Zunge auch im be rauschten Zustand, so daß der Richter das Nachsehen hatte. Da mußte dann der Versuch noch öfter unternommen werden, was so manchem Spitzbuben gar nicht unlieb war. Jedenfalls, angenehmer als auf die Folterrad gespannt zu werden, war diese Folterungsart ganz gewiß.

Afrikanische Jagdscheine.

Während große Teile des britischen Schutzgebietes Kenia geradezu unter einer Löwenplage zu leiden haben, sind diese gefährlichen Raubtiere in unserem früheren Deutsch-Ostafrika zahlenmäßig derart zurückgegangen, daß zu ihrer Erhaltung besondere Maßnahmen getroffen werden müssen. Eine Verfügung des Gouverneurs verbietet in bestimmten Bezirken die Jagd auf Löwen für jeden, der sich nicht in Selbstverteidigung befindet oder im Besitz eines Jagdscheines ist. Ein derartiger Schein gibt das Recht zum Abschuss von fünf Löwen jährlich. Daneben werden auch Erlaubnisscheine mit vorübergehender Gültigkeit zum Erlegen von drei Löwen aus gegeben. — In Afrika sind die Jagdscheine nicht gerade billig. So muß man z. B. in Kenia für das Recht, einen Elefanten zu schießen oder zu fangen, nicht weniger als tausend Mark anlegen. Für zwei dieser Dickschäuter erhöht sich die Gebühr auf dreitausend Mark. Beim Nashorn stellen sich die entsprechenden Sätze auf zweihundert bis vierhundert Mark. — Wie man sieht, ist die Großwildjagd ein wohlgefügtes Geschäft, das sich nur Herrschaften mit einer wohlgefügten Briele leisten können.

Die Salomonier als Kartenzieher.

Südwestlich der in letzter Zeit durch den Europäermord und die australische Strafaktion bekannt gewordenen Salomonen liegt die kleine Insel Rennel. Sie ist ein fünfundsiebzig Kilometer langes und etwa achtzehn Kilometer breites Atoll, das den Forschern bis vor kurzem als jungfräuliches Gebiet galt. Im Herbst vorigen Jahres wurde eine Expedition von der Universität Sydney entsandt, um die Insel kartographisch aufzunehmen und die Bewohner kennen zu lernen. Die Forscher wurden wider Erwarten freundlich empfangen. Sie stellten fest, daß die Rennel-Inulanen einen stark polygenischen Einschlag aufweisen, wodurch die Vermutung einer Einwanderung der Polynesier nach Melanesien bestätigt wird. Sehr erstaunt waren die Sydneyer über die Fähigkeit der Eingeborenen, von ihrer Heimat Karten zu zeichnen. Dies entdeckten die Forscher, als man den „Oberhauptling“ der Insel nach einem Wege zu einem von unübersichtlichen Dickschiff umrandeten Vinnensee fragte. Der „König“ bat die Reisenden ihm nach dem Strand zu folgen, und zeichnete dort im Sand mit einem Stock die Umrisse der Insel und die sie durchziehenden Flüsse auf. Wie die Forscher später feststellen konnten, entsprach seine Zeichnung bis auf einige Kleinigkeiten der Wirklichkeit und war ihnen von großem Nutzen. Die gleiche Fähigkeit zum

Kartenzichnen besaßen auch die anderen Ein-

geborenen. Wenn die Sydneyer einmal auf ihren Märchen quer durch die Insel eine Auskunft über die Geländebildung brauchten, so lag in kurzer Zeit die Karte des betreffenden Teiles, von der Hand eines Eingeborenen gezeichnet, im Sand. Die Inulanen konnten der Expedition verschiedene Angaben über ihre Herkunft von anderen Inseln machen, nicht aber ihr allen sonstigen Naturwissen unbekanntes Talent zum Kartenzichnen erklären. Die Hindus als Seefahrer.

Daß die uns nur als friedliche Ackerbauer bekannten Bewohner Indiens, die Hindus, früher als tüchtige und wagemutige Seefahrer einen Ruf hatten, will uns heute kaum glaublich erscheinen. Im alten Indien stand die Seefahrt jedoch in hoher Blüte. Der Kaiser Ashoka landete im dritten Jahrhundert vor Christus mehrfach Expeditionen aus, die bis nach Ägypten und Mazedonien, Syrien und Afrika vordrangen. Daß der Handel der alten Griechen mit Indien verhältnismäßig bedeutend war, geht aus dem Werk des griechischen Geographen Platonios (150 v. Chr.) hervor, der griechische Kolonien in Indien wie Champa u. a. erwähnt. Er gibt die schwierigen Seefahrtsverbindungen Indiens beinahe ein Jahrtausend; eine besonders große Rolle spielte dabei Süd-Indien. Von der schon erwähnten Stadt Champa aus wurden fremde Gebiete besetzt, so ein Auman genannter Bezirk im heutigen Indochina. Die Verkehrsprache war Sanskrit. Mit der Zeit hörte die Verbindung mit Europa vollständig auf. Als die Europäer auf dem Umwege über Afrika wieder mit Indien in Verbindung traten, hatten sie nur noch mit dem friedlichen Ackerbau treibenden Volke zu tun, wie wir es heute kennen. Selbst die Küstenschifffahrt war in Ermangelung einer stark geliebten Küste kaum entwickelt.

Der unerreichbare Erdmittelpunkt.

Bergwerksgenieure haben beim Niederringen von Bohrlöchern schon mehrfach die auffallende Beobachtung gemacht, daß beim Ueberdrehen einer Tiefe von hundert Metern eine deutliche Abweichung von der Senkrechten, meist nach Norden, erfolgt. Die Erscheinung tritt mit folgender Regelmäßigkeit auf, daß die Erreichung des Erdmittelpunktes durch ein senkrechtes Bohrloch als ausgeschlossen bezeichnet werden muß. Der amerikanische Ingenieur J. C. Curtis gibt jetzt eine Erklärung für das seltsame Verhalten des Erdborgers. Dieser wird nach Curtis' Ansicht bei seiner Bewegung durch das magnetische Kräftefeld der Erde stark magnetisiert, wobei der negative Pol oben liegt. Bei der Länge des Instrumentes befinden sich die Pole nicht ganz in der Mitte, sondern mehr nach der Mitte zu. Die von dem Erdborgers ausgeübte Anziehungskraft bringt in dem Werkzeug eine Krümmung zustande, deren Wölbung nach Süden gerichtet ist. Dadurch bekommt die Bohrer Spitze eine nach Norden zeigende Richtung und das Bohrloch im ganzen wird im gleichen Sinne von der Senkrechten abgelenkt. — In gewissen Fällen erfolgt eine Ablenkung auch in entgegengesetzter Richtung; dann liegt der Grund jedoch in der scharfen Krümmung besonders harter zu durchbohrender Erdschichten.

Bücherlich

Das neue „Koralle“-Heft.

Allen, die von der „unendlichen Natur“ und vom „geschäftigen Geist“ am laufenden Webstuhl der Zeit“ sich faulisch angezogen fühlen, sei die „Koralle“, dieses Magazin für Freunde von Natur und Technik, angelegentlich empfohlen. Man findet darin in reicher Fülle Lebenswunder und Wunder des schaffenden Menschengeistes. Das Januarheft führt uns mit Bildern von starkem Stimmungseffekt durch die Wüste Sinai, schildert den dramatischen Untergang vorweltlicher Riesentiere in den Todesfällen der Delsümpfe und zeigt uns in Bild und Wort Sitten und Aiten fremder Völker, welche wir kaum dem Namen nach kennen. „Die Koralle“ belehrt durch Anschauung; sie weckt das Verständnis für Lebenszusammenhänge, indem sie mit wissenschaftlichem Auge und guten Kameras die Welt nach allen Seiten durchwühlt. So ist „Die Koralle“ also die billigste Art, sich ein lebendiges Weltbild zu verschaffen.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena. Druck und Verlag: H. A. S. A. Altena.

zu zweien aufeinander legt, nachdem die Innenseiten mit Butter bestrichen sind. Oben drauf kommt je noch Gschmack mehr oder weniger Honigfrucht. Der Honigfrucht überzieht aber in den weitaus meisten Fällen, und in den Speisewagen der Züge, in allen Restaurants und Hotels ist von einer richtig gedeckten Tafel die Rede mit dem süßen Saft ebenso wenig fortzusetzen wie die Blattmenge oder die Zuckerhölzer.

Gegen Mittag folgt der „Lunch“, das zweite Frühstück. Es wird fast stets mit einem Salat eröffnet, den folgt ein Fleischgang und zum Schluß wieder „hot rolls“ mit Marmelade „jam“ oder ähnlichen Süßigkeiten. Der Salat spielt drüben eine große Rolle, die Namen der verschiedenen Sorten sind kaum zu zählen. Für unsere Gaumen ungenießbar ist die Mischung von süßen und nicht süßen Bestandteilen. So gibt es wohl eine Scheibe feischer Ananas, auf der in der Mitte ein Stück mit rotem Pfeffer bestreuter Käse liegt; Firmensalat mit Lattich und Mayonnaise, oder eine Mischung von Tomaten, Gurken und Äpfeln. Rote Beete, Tomaten, Gurken, Kohl, Möhren, kalte Erbsen, Bohnen, Spargelspitzen usw. vervollständigen die Liste. Auf der Tafel moßhaben der Kreise pflegt jeder seine eigene Schale mit Butter, kein besonderes Salz, eine kleine Schüssel mit Sellerie und Oliven, und in reichen Häusern auch seine eigene Zigarettenbox, Aschenbecher und silberne Streichholzschüßel vor seinem Platze stehen zu haben. Man vermeidet dadurch das lästige, die Unterhaltung oft störende Zureichen. Auch die Hausfrau wird dadurch entlastet, die in einem Lande, wo Dienstboten selten und teuer sind, meist selbst kocht und die Speisen aufträgt und in folge dessen nicht so gut darauf achten kann, ob jeder auch mit allem versehen ist. — Brot wird zum Lunch wenig gegeben. Seine Stelle vertreten die „soda-crackers“, eine Art harter Zwieback oder Biskuit, und Semmel verschiedener Art; ferner wohl auch Bäcklein aus Mais- oder Roggenmehl, Ingwerbrot und Safermehlbuchen.

Die Hauptmahlzeit bildet dann gegen Abend des „Dinner“, gewöhnlich aus Vorgericht, Suppe, Fisch, Fleischgang und Nachtisch mit Kaffee bestehend. Auch hier gibt es zahlreiche Gerichte, die uns Deutschen gänzlich unbekannt sind. So den „clam-chowder“, eine dicke, kräftige Suppe aus Fischeln, Krabben oder sonstigen Schalentieren, Sahne und verschiedenen Gemüsen; oder die „hühner-ohra“, ein Gemisch aus Hühnerfleisch, Reis oder Graupen und Bohnen, mit einem guten Schuß Pfeffer dazu. Unter den Getränken sind zu nennen: die Sandkirsch, der Sacramento-Wodka, der Whisky von der pazifischen Küste und die Wisse, alle bei uns unbekannt. Als Hauptgetränk auf geröstetem Brot ist ein Bederbissen, der besonders in den Südstaaten sehr geschätzt wird. Ausern, Hummer und dergleichen spielen drüben eine ganz andere Rolle als bei uns. In New York gibt es zahllose „Austernstuben“, in denen die beim Bolke so beliebten „clams“, eine ganz kleine Austernart, für wenige Cents das Duzend zu haben sind.

Besentlich kürzer läßt sich die Getränkefrage behandeln. Das allgemeine Trichgetränk auch schon vor der Trockenlegung, ist das Eiswasser, das auf keinem Tische fehlt und immer wieder erneuert wird. Ihm ist es zuguzuschreiben, daß fast alle Amerikaner mehr oder weniger an irgend welchen Magenkrankheiten leiden. Zum ersten Frühstück trinkt man im ganzen Lande einen meist recht guten Kaffee; Tee, Schokolade und Kakao sind viel weniger bekannt. Will man sich tagsüber erfrischen, so nimmt man ein Drugstore einen Eisbala oder sonst einen „soft drink“ zu sich. Hierunter versteht man alle alkoholfreien Getränke, die meist etwas gesüßt sind, wie überhaupt der Amerikaner, besonders aber die Amerikanerin, gern Süßigkeiten bevorzugt. Was die alkoholischen Getränke betrifft, so sind sie bekanntlich mit der Prohibition offiziell verschwunden; daß sie, nur gegen früher stark verschlechtert und verteuert, dennoch ohne Schwierigkeiten zu bekommen sind und in Massen getrunken werden, ist zu bekannt, um noch viele Worte darüber zu verlieren.

Der steinerne Wächter

Von Edmund Scharein.

Inmitten hoher Häuser, großer und kleiner, roter und weißer, steht hart an der Straße ein winziger, unauffälliger Bau. Schmutzgrau sind die Mauern, und das runde, von dunkelrotem Moos überzogene Ziegeldach droht so fast zu erdrücken. Ruhlos und häufig er-

scheint das Ganze. Ein absonderliches Bauwerk an tiefer Schlucht, ein Bau, der abseht von seiner Umgebung, der nicht recht hineinpast in diese Zeit, in diese Welt.

Vor ihm liegen neue, in modernem Villenstil gehaltene Häuser, hinter ihm breitet sich das Steinmeer der Altstadt aus; am östlichen Giebel hat das Häuschen den Blick auf grüne Wiesen, und nach Westen zu sieht es mit einem Auge auf die gepflasterte Straße. Ja, dies kleine Fenster mit den grünlich schimmernden Scheiben erinnert an das alterschwache Auge eines Menschen. Eines Menschen, den der gleichmäßige Dienst langer Jahre noch im hohen Alter zu einer Haltung zwingt, die unter fremden veränderten Verhältnissen keine Berechtigung mehr hat; eines Menschen, der, stumpf geworden, den Blick für das Leben längst verloren hat. Lieber dem Fensterkreuz zeigen sich mancherlei Spuren; aber das Auge müht sich vergeblich, sie zu deuten. Als der blaße Schein der Sonne aber für Augenblicke das graue Gemäuer erleuchtet, treten die alten, von Wind und Wetter fast ausgelöschten Schriftzeichen hervor. Zwischen Fensterbogen und Dachfirst steht zu lesen: „Thorschreiberei, Roll.“

„Weiter kann das Auge die verlorene Schrift nicht entziffern.“

Es muß sehr alt sein, das Häuschen, und aus einer Zeit stammen, wo der Ball, an den es sich lehnt, die Grenze des Landstädtchens bildete, wo statt der weißen Häuser Getreidefelder sich ausdehnten.

Vom Gestühl des hochragenden Kirchturms ertönt durch die rechtwinkligen Lukan der milde Ton der Glocken, die den Feierabend einkläuten. Die scheidende Sonne, die tags über mit ihrem Licht gekragt hat, sendet ihre Strahlen durch die alten Linden, die das Häuschen einsassen. Eine zeitlang spielen sie unschlüssig auf dem grauen Gemäuer, um dann den kleinen Bau in helles Licht zu tauchen. „Anno Domini 1708“ zaubert die Sonne aus dem Grau der alten Schriftzeichen hervor.

Altehrwürdiges Zollhaus, was hast du in den Jahrhunderten deines Bestehens alles gesehen. Was hat vor dir halt machen müssen, um den Tribut zu entrichten, um Einlaß zu erhalten in die Mauern des Landstädtchens.

Die Sonne, die eben die Zinnen des Kirchturms, von dem die letzten Glockenschläge durch den hereinbrechenden Abend hallen, vergoldete, sinkt zusehends und liegt jetzt auf den Grundmauern des kleinen grauen Häuschens. Aus dem fast quadratischen Eckstein leuchten einige absonderliche Schnörkel hervor. Zahlen werden sichtbar, fügen sich zu einer Jahreszahl zusammen, die Aufschluß gibt über die Anlage dieser Grundmauer: 1549. So hast du, unscheinbares Häuschen von Schirndach gebietendem Alter, bereits anderthalb Jahrhunderte vor deinem Entstehen einen Vorgänger gehabt. Einen Vorgänger, dessen Mauern auf denselben Fundamenten, die dich tragen, ruhten.

Die Sonne ist gesunken, das Leben auf der Straße fast erloschen. Das kleine Fenster blickt gleich dem nachschauen Auge eines argwöhnischen Wächters auf die menschenleere Straße.

Indien vor fünf Jahrtausenden

Von Henry Wikison - Bombay.

Das Indische Archäologische Institut veranstaltete unlängst in Simla eine bemerkenswerte Ausstellung. Besonderes Interesse erregten dabei die Entdeckungen, die auf einen Zusammenhang Indiens mit dem alten Sumerien hindeuten. Der Ursprung der sumerischen Kultur suchte man bisher in Mesopotamien. Auch heute steht noch nicht fest, ob die altindische und sumerische Kultur zu gleicher Zeit oder nacheinander existiert haben. Einzelne Funde in Indien deuten allerdings darauf hin, daß die Kultur dieses Landes die ältere war. Jedenfalls geht aus aufgefundenen Schriftzeichen, aus Kult- und Gebrauchsgegenständen hervor, daß, obwohl ein enger Zusammenhang zwischen beiden Kulturkreisen bestand, der indische durchaus selbständig war. Da die bisherigen Funde hauptsächlich aus dem Indus-Gebiet stammen, hat man für ihre Entstehungsepoche die Bezeichnung „Indus-Kultur“ gewählt, mit dem Vorbehalt, den Namen zu ändern, falls auch im Gangesgebiet oder anderswo ähnliche Entdeckungen gemacht werden. Gegenwärtig werden neuerdings auch bei Ausgrabungen in China die Reste einer ebenso alten, gleichartigen Kultur zutage gefördert. So ist die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß sich damals über ganz Mittelasien eine große einheitliche Kultur erstreckt hat.

Die Ausgrabungen in Indien erfolgten ausnahmslos in der großen indischen Wüste: in

Op-Belustigung, im oberen Sind und im Punjab. Wie vereinzelte Funde an der Nordost-Grenze von Belustigung und in der nordwestlichen Grenzproving beweisen, hat sich die „Indus-Kultur“ bis in Landesteile erstreckt, die heute zu den ununterschiedlichen und unzugänglichen der Erde zählen. — Bei einem Vergleich mit der altgriechischen und kretischen Kultur fällt vor allem eines ins Auge: Indien muß vor 5000 Jahren ein wahres Paradies für den Mittelstand gewesen sein. Nirgends fand man Riesentempel oder Königsgräber nach Art der Pyramiden oder Paläste wie auf Kreta. Statt dessen wurden sehr gut gebaute, gewöhnliche Wohnhäuser, wie sie das Bürgertum gebraucht, ausgegraben. Sie sind den heute in Indien gebräuchlichen hinsichtlich ihrer Bauart und in gesundheitlicher Beziehung weit überlegen. Als Baumaterial diente ausgezeichnet gebrannte Ziegel, die vielfach mit Mädel verbunden waren. Die Straßen waren breit, mit tiefen Rinnen für das Regenwasser. Jedes Haus besaß seine eigene Abflusanlage, die zu entfernt angelegten Gruben führte; auch Behälter für Abfälle waren vorhanden. Wer indische Städte von heute kennt, hält etwas Derartiges kaum für möglich. Mit Raschel ausgelegte Baderäume, sogar ein öffentliches Schwimmbad wurden aufgefunden.

Die kleineren der ausgegrabenen Gegenstände legen gleichfalls von einer hohen Kulturstufe Zeugnis ab. Die bunten Töpferarbeiten sind von der Art der sumerischen, aber glücklicher in der Farbengebung und Ausführung. Die Schmuckstücke aus Gold und Silbersteinen würden hinsichtlich der Anfertigung dem geschicktesten Künstler von heute Ehre machen, ebenso die aus Bronze und Kupfer in Verbindung mit Ralk- und Kieselsteinen hergestellten Waffen. Alles ist von hervorragender Beschaffenheit. Fresken oder sonstige Malereien wurden bisher nicht entdeckt, wohl aber kleine Ständbilder, die den Vergleich mit der frühgriechischen Kunst sehr wohl aushalten. Am wertvollsten dürften aber die Schnitzereien und Siegel sein. Hunderte der letzteren zeigen die erlebteste und geschickteste Arbeit dieser Art. In der Regel sind Tiere wiedergegeben, meist mit einer Umschrift in der bislang nicht gedeuteten Bilderschrift. Die Ausführung ist über jedes Lob erhaben und übertrifft bei weitem alles, was aus so entlegenen Zeiten sonst bekannt ist. Da Elefanten und Nashörner mit Vorliebe dargestellt sind, so ist die heutige Wüste damals sicherlich ein wohl bewässertes Land mit feucht-warmem Klima und dichten Wäldern gewesen. — Auch bei den Schnitzereien handelt es sich um entzückende kleine Kunstwerke, die sich nur wenige Zentimeter hoch: Eichhörnchen, die in der bekannten Haltung Nüsse benagen, kleine Vögelchen mit dem traurigen Ausdruck, wie ihn ihre Nachkommen noch heute tragen, Bullbögen und dergleichen mehr. Das schönste Stück ist eine Kugel, auf der drei kleine Affen, sich gegenseitig umschlingend haltend, im Kreise sitzen; das Ganze findet leicht in einer Walnusschale Platz.

Zu welcher Rasse und Religion dieses alte Volk gehörte, ist leider noch nicht erforscht. Es scheint, als ob aus ein langschädiges Volk nach einem gewissen Zeitraum eine Rundschädeltasse mit niedrigerer Kultur folgte. Man hat in Mohenjodaro in Ober-Sind die Reste von sechs verschiedenen Städten übereinander gefunden. Wahrscheinlich werden sich aber nur die drei oberen freilegen lassen; das Grundmauerwerk hat hier nämlich die drei unteren bereits überflutet. Je tiefer die einzelnen Schichten gelagert sind, desto höher scheint die Kultur ihrer Bewohner gewesen zu sein. Ob sie durch Krieg, Seuchen, Erdbeben, Hungersnot oder Dürre zur Aufgabe der alten Wohnstätte gezwungen wurden, ließ sich noch nicht genau erkennen. Es fanden sich aber auffallend wenig Waffen; man darf daher wohl annehmen, daß sich die Bewohner der drei oberen Städte in Mohenjodaro mit kriegerischen Angelegenheiten wenig befaßt haben.

Moderne Landstreicher

Von Karl Brenner.

Die „Tippelbrüder“ in den Vereinigten Staaten, wo der Winter gleichfalls ein strenges Regiment führte, kamen infolge der zunehmenden Kälte auf einen wahrhaft genialen Gedanken. Mit ausgedienten Automobilen und Motorrädern beschwert der Yankee heutzutage nicht mehr seinen von Zahlenkolonnen gezeichneten Kopf, sondern wirft sie einfach zum öffentlichen Schutthaufen. In fast allen

Flingtoten spielen drüben irgend ein trübseliger „Autofriedhof“ seine mehr oder weniger bedeutende Rolle als Musterbeispiel der so viel gerühmten amerikanischen Sauberkeit und Ordnungsliebe. — Nach der uralten Vagabundenlosung „Was auf der Straße liegt, heißt mit dir gehen!“ haben sich nun die Knickmonarchen Amerikas dieser „abgebauten“ Behälter bemächtigt, sie notdürftig aufmontiert, wieder instand gesetzt und laufen jetzt statt auf Schuftern Rappen, auf geflickten Reifen durch die Welt. Wie die Zugvögel streben auch sie alle inständig den kühleren und wärmeren Gefilden der Vereinigten Staaten zu. Scharenweise berichten die Reporter. In einigen entlegenen Distrikten sind sie bereits zu einer empfindlichen Landplage geworden, so daß sich die Bewohner veranlaßt sahen, telegraphisch von der nächsten Polizeistation Hilfe zu erbitten. „Die wilde Jagd“ nennt sie der Farmer mit gelindem Grauen. Es muß in der Tat ein unangenehmer Anblick sein, die meist arg zerlumpten Gestalten in ihren ramponierten Autos die Landstraßen entlang flitzen zu sehen. Nur um die von Hof zu Hof ratternden Reie schnell los zu werden, gibt mancher Farmer ihnen ein einfaches Wahl oder ein paar Cents für ihre ewig geöffneten Taschen. Nicht genug damit, fordern die „Serren der Landstraßen“ auch noch Geld und Benzin, um gnädigweise „halb“ verbusten zu können. Man schätzt ihre Anzahl gegenwärtig auf etwa eine Million, und der größte Teil von ihnen überquert zum jetzigen Zeitpunkt die Staaten, meistens in Trupps von drei bis zehn Wagen. Sie schlafen in ihren Autos, flitzen bald hier, bald dorthin, sind meist über alle Berge, wenn eine größere Polizeistation herbeieilt und — wie ein Yankee mutentbrannt bemerkt — „auch eine Segnung des amerikanischen Automobils“. Aber eine sehr fragwürdige!

Kleinigkeiten aus dem Tierreich

Großes Vertrauen zur menschlichen Hilfe zeigte ein Bussard, der eines Tages in das Krankenhaus von Atlanta in Georgia geflogen kam. Nichtsmutige Jungen hatten ihn gefangen, dem armen Tier einen Ring um den Schnabel gelegt und zwei kleine Glocken an seinen Schwänzen befestigt. Der Arzt befreite den Vogel von diesen Unbequemlichkeiten und ließ ihn wieder frei.

Weniger klug zeigte sich ein Hahnd, der plötzlich auf den Stand eines Fischhändlers niedertrat, auf dem sich ein großer Thunfisch aus Holz als Kennzeichen befand. Der Vogel stieß mit solcher Wucht nieder, daß er ein Stück von dem Schwanze des hölzernen Fisches abbrach und mit dem er dann, sichtlich enttäuscht, davonflog.

In Kenia-Lake fing ein Anvler mit einem Zuge einen Hecht und einen „Dahenkopf“, von denen jeder ein Pfund wog. Der Dahenkopf hatte gerade am Ruder abgeissen, als der Hecht ihn verschlingen wollte. Dieser konnte seine Beute nicht wieder loslassen, da die Stacheln des Dahenkopfes sich wie Widerhaken in seinem Maul festgesetzt hatten, und so wurde auch der Hecht eine leichte Beute des glücklichen Anglers.

Bei den letzten großen Ueberseememmen in den mittleren Staaten der Union wurden in Arkansas auf einem treibenden Heuhaufen Dächse, Stinktiere, Schlangen, Prärieheide, Kaninchen und verschiedene andere Tiere in bestem Einvernehmen angetroffen. Wie lange dieses allerdings vorgehalten haben würde, wenn er der Hunger sich bemerkbar gemacht hätte, ist eine andere Frage.

Vienentische haben ganz verschiedene Wirkungen. Während in Kansas ein Schulanke an einem einzigen Vienenstich starb, wurde ein anderer Junge von nicht weniger als 106 Vienen gestochen, ohne daß er nachteilige Folgen erlebte. In einer Straße von Denver (Colorado) ließ sich ein Vienenstich in einem dort stehenden Automobil nieder; er wurde von einem Schuttmann in einer großen Papiertüte eingefangen und zur Polizeiwache gebracht. Weniger entschlossen handelte ein Londoner Schuttmann: er sollte einen Vienenstich befestigen, der sich mitten auf dem Bürgersteig niedergelassen hatte. Da dieser Fall in seinen Dienstvorschriften nicht vorgesehen war, meldete er ihn bei dem diensttuenden Wachtmeister. Auch dieser wußte sich nicht zu helfen und gab die Meldung an seine vorgelegte Behörde weiter. Sie durchließ den ganzen Instanzenweg, um schließlich beim Minister für Landwirtschaft zu landen. Inzwischen waren natürlich die Vienen von selbst weggeflogen.

Die Schlangenfinsel

An der Mündung des vorderindischen Godamari-Flusses liegt die kleine Insel Kotapalli. Vor kurzem wurde der Ingenieur De Wet mit seinen Motorpflügen nach dem unbewohnten Eiland hinüber. Man richtete sich auf einem freien Platze ein und begann mit dem Pflügen. Nach der ersten Furche wurde die unangenehme Entdeckung gemacht, daß die Wässer sechsundzwanzig Giftschlangen verschiedener Größe zerschnitten hatten. Die Arbeiter waren alles andere als erfreut über die Nachbarschaft, denn sie versprach ihnen noch manches unangenehme Abenteuer während des langen Aufenthaltes. So mußten sie auch den größten Teil ihrer Aufmerksamkeit beim Pflügen den Schlangen zuwenden, um nicht geizig zu werden. Drei Monate lang arbeiteten die Arbeiter unter diesen lebensgefährlichen Bedingungen, und trotz aller Vernichtungsversuche wuchs die Zahl der täglich neu auftauchenden Schlangen. — Abnehmen. Man konnte sich keine rechte Erklärung für ihre massenhafte Anwesenheit geben. Schließlich mußten die zerschnittenen Tiere in Körbe gesammelt und für die Geier auf den Sand des Godamari-Flusses gemorren werden. Dann kam die Regenzeit und löste das Rätsel. In wenigen Tagen wurde nämlich der größte Teil der Insel überflutet, und jede Welle warf Schlangen aus Ufer. Sie waren anscheinend durch die wolkenbrucharigen Regengüsse im Innern des Landes in den Strom geschwemmt worden und trieben nun sehr gegen ihren Willen zu Tal. Der zweite Tag der Ueberflutung brachte eine sieben Meter lange Python-Schlange, die von ihrer unfretwilligen Reise so erschöpft war, daß sie sich gar nicht gegen die Schlangenjäger wehren konnte. Die Heimat dieser Schlangen muß mindestens dreihundert Kilometer flussaufwärts liegen, denn in den Gegenden um den Unterlauf des Godamari ist der Python im allgemeinen unbekannt. Hunderte von Schlangen aller Größen und Arten wurden täglich an Land geschwemmt und getötet. Trotzdem scheinen alle Bemühungen zur Ausrottung dieser Tiere nutzlos zu sein, denn jede Regenperiode bevölkert die Insel von neuem mit tausenden von Schlangen.

Eine eigenartige Elefantenjagd

Wenn nicht der Gewährsmann als eine glaubwürdige Persönlichkeit bekannt wäre, mühte man folgende aus Britisch-Afrika berichtete Jagdgeschichte für Jägerlatein halten: Ein Engländer war nach tagelangem Regen auf Elefantenjagd gegangen. Er kannte in den Bergen eine Wasserstelle, die häufig von den Dickschäutern aufgesucht wurde. Sie lag am Fuße eines hundert Meter hohen Steilabfals und an diesem führte ein Wechsell schräg hin auf nach einer kleinen Hochfläche mit Affenbrotbäumen, unter denen die Elefanten ihr Schlösschen zu halten pflegten. Schon von weitem sah der Jäger zwei Elefanten mit einem Kalb an der Tränke stehen. Er schlich durch den Busch den Abhang hinauf, weil er von dort aus am besten auf den Bullen zum Schuß kommen konnte. Um nicht von den Tieren gesehen zu werden, mußte er einen Umweg über die Hochfläche machen, und von dort aus wollte er an den Rand des Steilabfals zurück. So verlor er für kurze Zeit die Wasserstelle und den hinauf führenden Wechsell aus den Augen. Er war etwa zwanzig Meter von der Stelle entfernt, wo der Wechsell die Ebene erreichte, als in aller Gemütlichkeit ein riesiger Bull auftauchte. Der Jäger rief die Büsche hoch und drückte ab, als der Rüsselansatz im Wasser stand. Der Elefant fiel im Schuß — und verschwand. Er mußte infolge des vom Regen schlüpfrigen Wechells den Abhang hinunter gestürzt sein, denn mehrmals scholl dumpfes Geknatter aus dem Tal herauf. Der Jäger ging auf die Stelle zu, wo der Dickschäuter gefallen war; eine breite Spur zeigte den Weg, den der stürzende Roloß durch die Büsche gerissen hatte. Der Engländer stieg vorsichtig den aufgeweichten Wechsell hinunter. Er wunderte sich, nichts von den beiden Elefanten an der Wasserstelle zu sehen. Der Schuß und der Fall des Bullen hatten sie doch sicher aufgeschreckt. Unten angelangt fand er die Erklärung dafür, nämlich: hat der Leiche des geschossenen Elefanten noch die der beiden anderen Dickschäuter. Der herabstürzende Riese mußte auf sie gefallen sein und die kleineren Tiere getötet haben. Nur das Kalb war unverfehrt geblieben. Am erstauntesten war der Jäger aber, als er den großen Bullen untersuchte und wohl eine durch den Fall auf die Felsen zerstückelte Schädeldecke, aber keine Schußverletzung fand. Der Elefant war nämlich auf dem schlüpfrigen Wechsell ausgegittert und über den Abhang gestürzt.

Bunte Geschichten

Von Richard Euringer.

Epätes Glück.

Ein Wittigstager ließ sich einer reichen Alten antrauen, um sie baldmöglichst zu beerben. Nun aber spielte ihm die zwanzig Jahre ältere den Streich, hundert Jahre alt zu werden, so daß er, als er in das Erbe trat, sein Leben lustlos dahingebracht und selbst ein alter Mann geworden war. Um nun wenigstens für seine letzten Tage noch ein bißchen Glück und Liebe zu genießen und des vielen Geldes froh zu sein, nahm er sich ein junges Ding zur Frau, ohne zu bedenken, daß er sich damit ein zweites Mal betrog: denn nun dachte sie — wie damals — nur recht bald den Alten los zu sein und den Reichtum zu behalten.

Der Gewichte.

Ein Bäcker, der verschiedentlich wegen Buhers vorbeistraf war, bot zur Zeit der Knappheit Schwarzbrot zum Verkauf. Als dann eine Frau in das Geschäft trat, einen Kipf verlangte und den Preis erfragte, gab der Mann nur immer wieder den Bescheid, er wisse es nicht. „Aber“, rief die Frau verunndert, „seht ihr denn nicht ein, daß ich Euer Brot nicht kaufen kann, wenn ich keinen Preis snidht kenne!“ „Zugegeben“, sprach der Mann, aber seht: wenn ich nun zu wenig, schade ich mir selbst; wenn ich könnte mehr bekommen. Wenn ich Euch zu viel, so verliert Ihr mich auf Bude. Gebt noch Eurer Wahl!“

Verfälschte Wirkung.

Balthasar Schupp, der von 1610 bis 1661 lebte und unter dem Namen „Schuppis“ als Verfasser zahlreicher satirischer Schriften bekannt ist, war Hofprediger des Fürsten von Nassau in Braubach. Er hatte einst bei einer festlichen Gelegenheit in Gegenwart des lehrteren in einer Predigt mit großem Freimut dessen Liebingsünde, die allzu große Jagdleidenenschaft, gegeißelt. Man erwartete daher, daß sich bei der Hofstafel der Jörn des Landesherren über den kühnen Prediger entladen werde. Wider alles Erwarten erhob der Fürst ruhig sein Glas, trank dem Hofprediger freundlich zu und sprach: „Ihr habt mir heute etwas Tüchtiges an den Pelz gegeben.“

Schupp erwiderte, sich verneigend: „Gnädiger Fürst und Herr, das tut mir von Herzen leid.“ „Wie? Es tut euch leid?“ sagte verunndert der Fürst. „Ich glaube, ihr hättet es für eure Pflicht gehalten, mir einmal eindringlich die Wahrheit zu sagen.“

„Gerade deswegen“, entgegnete Schupp, „ist es mir leid, daß mir die Ausübung dieser Pflicht nicht gelungen ist. Ich hatte mit meiner Predigt auf Euer Gnaden Herz gezielt, und nun ist sie, wie ich höre, nur auf den Pelz gegangen.“

Der Offizierspelz.

Der alte Fritz sah es nicht gern, wenn seine Offiziere Pelze trugen. Eines Tages kommt er in das Vorzimmer zu seinem Arbeitsraum, als er am Ramin einen zum Trocknen aufgehängten Pelz sieht. Wütend nimmt er ihn und wirft ihn ins Feuer.

„Sag Er sonst noch etwas zu sagen?“ herrscht er den diensthabenden Offizier an. „Rein, Majestät, ich weiß aber nicht, was der englische Gesandte dazu sagen wird, der den Pelz zum Trocknen aufgehängt hat.“

Die Ratten

Im Turm einer heute längst verfallenen Burg wurde ein kümmerlicher Handwerker in Verwahr gehalten, weil er es gewagt, sein Kind dem frechen Uebermut eines Zügellosen zu entreißen.

Fünzig Fuß tief im Vertief, ohne Licht, ohne Brot, hungerte der arme Kerl nach dem Nötigsten und jammernte zu seinen Wächtern auf, sie möchten ihn um Christi Liebe retten, wo nicht retten, doch erhalten! Die rohen Soldner aber trieben ihren Spott damit, ihm statt der zugesagten Brote Ratten in den Schacht zu werfen, wenig danach fragend, ob er sie oder ob sie ihn verzehren würden.

Die Sage aber will es anders: die Tiere, des Gefängnis des Menschen teilend, dachten nur an Nisch. In mildem Wühlen scharrten sie die Stelle aus, wo unter bröckelndem Verputz die Ritz klopfte, sprengten sie zur Höhle und wiesen so dem Hoffnungslosen durch verschüttete Gewölbe den Weg ins Licht.

R. Euringer